

Nr. 206. Bromberg, den 11. September. 1934

Die Irrfahrt des Majors King.

Es strichen Gespenster zwischen den Zelten. Diese Gestalten und Gespenster — rot, schwarz, je nach dem Licht, in dem sie rannten — waren Massai. Omaru, der Häuptling, war unter ihnen.

Seine Massai rissen den Toten von den Leibern, was sie darauf trugen. Warfen die Beute einander zu: Khakiröcke, Hosen, Wickelgamaschen, Gamaschen aus Leder, Schnürschuhe, Messer, Gewehre, Patronentaschen, Hüte, Schlafdecken. Warfen die Beute wie Handlanger die Ziegel auf einem Neubau. Legten die Zelte um, die nicht erst mit Pflöcken verankert worden waren für diese Urwaldnacht. Wickelten sie. Schleppten sie zu den Beutewagen. Und dann das letzte: sie schritten mit hohen Fackeln über den Anger, den eine kleine Viertelstunde zu einem Totenfeld umgewandelt hatte! An dreihundert Leichname lagen da im Gras. Vor einer Stunde waren diese die dritte Kompanie des schwarzen Füsilierregiments Queen Mary gewesen! Drei weiße Offiziere waren darunter. Tot. Nackt. Den Major King kannte keiner von Angesicht zu Angesicht. Aber einer von denen, die da umherlagen, mußte es ja wohl sein. Und Omaru sagte: „Dieser! Seinen eigenen Dolch habe ich dem Mordbrenner aufs Herz gesetzt."

Aber Omaru irrte. Der, auf den er im Scheine der Fackel deutete, war der Kapitän Smith.

In der Kühle der Nacht, im Lichte der Beutefackeln setzte sich der Zug der Massai in Bewegung mit allem, was sie dem Feind abgenommen hatten. Es war sehr viel. Auch drei leichte Maschinengewehre waren da aufgeladen. Mehr als vierzig Ochsen stampften vom Gebirge vor Fuhrwerken, die sich warfen über den Wurzeln des Waldes, schwankten wie trunken, krachten in den Gestellen. Die Fahrt, auf die die Massaikrieger damit gingen — von den Quellen des Kagera bis zum Meruberge! —, war lang wie eine Durchquerung Deutschlands von der Maas bis an die Memel.

Der Tag ging auf über dem Totenkamp, um den die Blumen hingen wie Flaggen des Lebens.

Da kroch der Neger Umbala aus einem Haufen Laub hervor, den der Wind hinter dem Lianengestrüpp zusammengetragen hatte, und schaute sich um, wie einer, der aus dem Grabe steigt. „Hurry up!" rief er. Davon erwachte einer der Toten und setzte sich auf.

„Otjikaru," sagte Umbala, „wenn nicht der und jener noch aufersteht wie du, sind wir die einzigen Lebendigen hier. Was meinst du, Otjikaru?"

„Eine kriegsstarke Kompanie sind wir nicht, Mensch."

Otjikaru hatte eine Wildnisjugend unter steilster Sonne hinter sich, war geschmeidig wie ein Gabelbock und auch gelehrig. Bei der dritten Kompanie hatte er als ein Buch auf zwei Beinen gegolten. Das war gewiß übertrieben, aber Otjikaru war wißbegierig und hatte seine Soldatenzeit gut genützt. Dazu sprach er sein Kisuaheli warmherzig und flott. Umbala dagegen war ein Knorzen aus Ebenholz. Was mit ihm aus der Wilderde gerodet war, war daran hängen geblieben. Wenn er redete, war das, als spucke er Steine aus.

Da entstand ein Getöse in einem Urwaldstamm. Otjikaru war nackt und Umbala im Khaki. Sie rissen beide aus. Hinter ihnen aber donnerte ein Befehl her. „Halt!"

Es war der Major Edward King.

Er war in der Finsternis der Nacht in die Höhlung eines alten Baumes gekrochen und war in dem Kamin des Stammes hochgestiegen. Das war eine höllische Sache gewesen, voll Fledermausmist und Moder.

„Wie bist du diesem Schlachten entkommen, Otjikaru?" fragte der Major.

„Ich habe mir alles vom Leibe gerissen und mich totgestellt, wie es die Spinnen machen."

„Und du, mein Sohn Umbala," fragte King.

„Ich habe es gemacht wie der Maulwurf", sagte der Neger, „ich habe mich in die Erde gewühlt."

Dann gingen sie über den Totenkamp. Die Toten lagen, wie sie das Sterben überfallen hatte.

Der Major hatte den Revolver nicht mehr im Gurt. Es war nichts, nichts an ihm, was nach Bewaffnung aussah — außer den Sporen.

„Dort hinüber erwischt uns das Sterben sicher", sagte Umbala und deutete in die Richtung, in der die Massai abgezogen waren.

„Da hinüber ist belgisches Gebiet", erklärte King, „wir wollen versuchen, es zu erreichen."

Dann spähten sie um nach einer Waffe, nach einem Kleidungsstück, nach einem Rest Speise. Es war nichts da. Sie überlegten, ob sie zu dem Stamme der Zwerge zurückgehen sollten. „Diese Kerls sind Verräter", sagte Otjikaru, „der Führer hat uns in die Falle geschickt. Sie waren gekauft von den Massai."

„Ja", sagte King, „so wird es gewesen sein."

Duft von Blumen und toten Askari mischte sich und fiel ihnen in die Sinne. Da verließen die drei den Kamp und nahmen den Weg gen Westen.

„Es ist unsagbar", sagte der Major nach etlichen kargen Wegstunden. Sie mußten sich durch Dorn und Dickicht wühlen. „Ich habe meinen Dolch im Zelte gelassen. Ein Messer würde hier Wunder tun."

Es brach sich nun jeder den Schaft eines jungen Baumes. Damit hieben sie auf das Schlingwerk der Lianen ein. Sie hieben sich den Hunger der Löwen in die Leiber und das Wasser heraus.

„Ist es noch weit?" fragte Otjikaru verzagt.

„Vielleicht sind es ihrer tausend Stunden bis wir einen Negerkral erreichen", sagte King.

„Dann soll mich Gott lieber an Ort und Stelle erschlagen!", rief Otjikaru. Otjikaru kauerte dabei auf der Erde. Sein schwarzer Leib schweißte wie ein weidwund geschossenes Tier.

„So geht es nicht weiter", sagte der Major. Er zog seinen Leinenrock aus . . . „Nein", überlegte er laut; er wollte diesem Endorobbo-Neger nicht ein Kleidungsstück mit

den Kommandeursabzeichen geben, „aber du sollst mein Hemd haben, Otjikaru, und meine Unterbeinkleider. Sie sind aus Leinen."

„Dann will ich auch dir mein Hemd geben", sagte Umbala. Er war aus dem Zelt entkommen, wie er sich gestern abend hingelegt hatte: in den Schuhen, in denen er durch die Steppe marschiert war; mit Gamaschen, der Hose und dem Hemd. In der Tasche der Hose fand er ein Benzinfeuerzeug. „Das ist das Beste, was wir haben, aber es reicht nicht bis in die Ewigkeit."

Aus den Wäschestücken machten sie für Otjikaru einen Anzug. Die Hemden hatten keine Ärmel. So rissen sie das Hemd Umbalos vom unteren Saum her in der Mitte ein Stück auf und nähten Hosenbeine. Dazu benutzten sie eine Agavenfaser als Zwirn und einen Dorn als Nadel.

Umbala sagte: „Ich habe kein Hemd gekannt, bis ich Füsilier wurde. Immer nur den Grasschurz. Und einmal hab' ich ein gestärktes Vorhemd gefunden", erinnerte sich Umbala.

„Gefunden? Im Dornbusch?"

„Ja", sagte Umbala, „wo die Eisenbahn fährt. Wie die Bahn fertig war, sind wir Jungens oft ein paar Meilen die Gleise entlanggelaufen. Der Zug ist in jeder Woche einmal gefahren. Die Reisenden haben viele Dinge, die sie nicht mehr wollten, zum Fenster hinausgeworfen. Es waren ganz schöne Sachen dabei, auch die steife Hemdbrust und ein Spazierstock für Kinder. Ich bekam beides; die Hemdbrust ließ sich am Hals festmachen."

„Und was hattest du außerdem an?" fragte King.

„Außerdem? Nichts."

„Da hast du mit diesem Kleidungsstück einen guten Eindruck gemacht."

„Ich dachte das. Und im Negerdorf meinten sie es auch. Es waren aber noch Europäer dort, vom Bahnbau. Die lachten, als wollten sie zerplatzen. Am anderen Tage hat mir die Hemdbrust nicht mehr gefallen. Dann hat eine Negerfrau ihre Töpfe damit gewaschen."

King übersann die Beute der Massai. „Die Steppenwanderung hat sich für sie gelohnt", sagte er, „es ist eine vorbildliche Unternehmung Omarus gewesen."

„Jetzt haben sie unsere Zelte gesetzt und tun sich gütlich an unseren Konserven und unseren Limonaden", mutmaßte Otjikaru.

Er hatte recht. Die Abteilung King war vortrefflich ausgerüstet gewesen.

An dem Lagerbilde der Massai malte Otjikaru phantasievoll weiter: „Diese Dinge schmecken noch viel besser, wenn man sie nicht mehr hat", stellte er fest. „Ich finde, wir haben heute noch nichts gegessen", sagte er dann.

„Ich finde das auch", sagte King. „Die Ernährung wird einige Schwierigkeiten machen."

„Sie fällt ganz aus!" behauptete Umbala. „Denkst du, man kann mit dieser Lanze und im Urwald ein Wild erledigen?"

Er sagte das Du zum Major und rollte dabei die Augen. Sie saßen im Schatten einer Palme aber die Sonne machte Feuer, und die Luft war schwer zu atmen.

„Umbala, du scheinst seit der Nacht einen Hirndefekt zu haben", sagte King.

Der Neger sah sich daraufhin an. „Es ist möglich", sagte er, „es kommt aber auch daher, daß wir nun nicht mehr Soldaten sind. Der Zwang fällt weg. Hier kommandiert der, dem etwas Gescheites einfällt — das ist der Unterschied. Was befiehlst du, Otjikaru?"

„Faß auf Kammer einen Tropenhelm!" gebot Otjikaru lachend.

Umbala gehorchte. Er formte den Helm aus Palmfächern.

Dann wandte sich Otjikaru an den Major. „Verrückt ist Umbala nicht. Aber er kann es werden. Es wäre eine Wohltat für ihn."

King dachte, er habe nicht richtig verstanden, so wahnwitzig erschien ihm das alles.

„Nun ja", erklärte Otjikaru, „dann stehen wir unter dem besonderen Schutze der Götter."

„Umbala, schieße jetzt einen Pelikan", befahl Otjikaru.

„Hast du zufällig eine Flinte bei der Hand?" fragte Umbala.

„Ein Gewehr und einige Dutzend volle Patronenrahmen? Mensch, Nigger, womit bist du als Boy auf die Jagd gegangen?"

„Es ist lange her", erinnerte sich Umbala und kraute sich die Wolle. Es waren schon weiße Fäden drin. Dann suchte er ein Bogenholz und schlanke Zweige zu Pfeilen. Otjikaru befahl dem Major, ihnen Spitzen auf einem Stein zu schleifen. Er selber drehte eine Sehne aus Agavenfäden. Die löste er aus den fleischigen Blättern. Sie trockneten in Sekunden und wurden fester wie Zwirn.

„Ich habe es mir überlegt: es wird gehen", sagte Umbala. „Es muß ja nicht gerade ein Pelikan sein, ich werde vielleicht einen Flamingo nehmen."

Er war kaum eine halbe Meile in der Ebene gegangen, fand er mooriges Gelände. An einem Tümpel hatten sich Stelzvögel in Reih und Glied aufgestellt oder in bunten Trupps. Pelikane druselten auf einer Insel vor dem Farngebüsch. Sie waren wie aus altem Holz geschnitzt; auch so reglos. Und es waren dort die schönen Kronenkraniche mit der kronenartigen silbernen Kopfzier; und weiße Edelreiher.

Umbala konnte davon keinen erlegen; denn es war Moor zwischen dort und hier. Und vor ihm, in den Zweigen eines Baumes, hing eine schwarze Mamba, zu vielen Reifen gewickelt!

Das war eine höllische Entdeckung. Er legte also seinen schärfsten Pfeil auf, der unter der Spitze Widerhaken hatte, die zuvor Ästchen gewesen waren, und schoß den Wurm durch und durch. Drei Reifen der Schlange heftete er mit dem Pfeil aneinander. Dank der Widerhaken konnte sie sich nicht davon befreien, quälte sich, als läge sie auf einem Becken glühender Kohlen und biß wütend um sich. Endlich geriet sie samt ihrer Fessel vom Baum in den Sumpf und verschwand.

Er war nur auf einem Pirschgang mit Pfeil und Bogen, aber der Spürsinn des Negers nahm dabei weite Landstrecken auf. Umbala schoß auch den Flamingo.

Inzwischen hatte Otjikaru im Lager Feuer angezündet, indem er ein hartes Holzstück quirlend in ein weiches trieb. Damit war die Feuermaschine Umbalos nicht übrig geworden, doch brauchten sie des Benzins und der Zündsteine wegen nun nicht mehr in Sorge zu sein.

Einen messerscharfen Kiesel hatte der Major gesucht und gefunden. Er brachte auch eine leidlich geräumige Sumpfschildkröte mit. „Schildkrötensuppe können wir nicht machen; wir wollen sie am Spieße braten", sagte Otjikaru.

Dann kam Umbala mit seiner Beute. „Die Ernährung fällt nicht aus", sagte er und berichtete. Als Bericht konnte man das nicht leicht ansprechen. Es war, als habe er unterwegs Steine gesammelt und werfe nun einen nach dem anderen hin. Dabei rupften sie den Vogel und zerweideten ihn, und dann wurde er an den Spieß gesteckt. Sie waren bald wieder auf der Fahrt.

„Wenn wir ein andermal tausend Meilen wandern im offenen Lande, dann wollen wir die Messer nicht daheimlassen", sagte Otjikaru.

„Schreib es auf, Nigger!" mahnte Umbala.

Er hatte sich einen Sonnenschirm gemacht und hatte alles vom Leibe getan, mit Ausnahme der Schuhe. „Schuhe sind das beste Gegengift gegen die Schlangen" erklärte er.

„Du hast nun wieder Ähnlichkeit mit dem Umbala im Vorhemd", sagte Edward King. Er betrachtete diesen Neger mit Sorgen. Umbala zeigte Spuren von Wahnsinn.

(Fortsetzung folgt.)

Das Rätsel um Oberst Fawcett.

Von Dr. Kurt Brencken.

In Kopenhagen stand kürzlich Dr. Hugo Eckener im Mittelpunkt öffentlichen Interesses. Er sprach über sein großzügiges Forschungsprojekt, mit Hilfe des neuen Riesenluftschiffes L. Z. 129 die bisher unbekannten Urwälder und Ströme Brasiliens zu überfliegen, wissenschaftliche Expeditionen vom Luftschiff aus in die entlegensten Gebiete einer geheimnisvollen Sagenwelt vorzuschicken, aus denen so mancher unternehmungslustige Forscher nie wieder zurückkehrte. Nach den Ausführungen Dr. Eckeners vor Vertretern der deutschen Presse wird die Fahrt über

eine Strecke von etwa 30 000 Kilometern bis zu den Quellen des Amazonas gehen, über Gebiete, die noch nie eines weißen Menschen Fuß betrat. Der Start soll voraussichtlich im März 1936 erfolgen, die Dauer des Unternehmens ein Jahr betragen. Entworfen wurde der Plan bereits im Jahre 1929 von Dr. Eckener und mehreren brasilianischen Wissenschaftlern. Die Brasilianische Regierung hat bereits ihre Genehmigung zur Überfliegung ihrer Territorien erteilt und den Wunsch geäußert, einem Offizier des brasilianischen Generalstabs möge die Mitfahrt ermöglicht werden. Auch die Finanzierung des kühnen Unternehmens, das eine reiche wissenschaftliche Ausbeute verspricht, erscheint nach den neuesten Meldungen gesichert.

Inzwischen ist von verschiedenen Seiten die Frage aufgeworfen worden, ob es der Zeppelin-Expedition im Verlauf ihrer Unternehmungen gelingen wird, auch das Rätsel um den seit 1925 in den Urwäldern des Amazonas-Gebietes verschollenen englischen Oberst P. H. Fawcett zu lösen, von dem man annimmt, er sei entweder von Eingeborenen niedergemacht worden oder befinde sich in der Gefangenschaft eines unbekannten weißen Indianerstammes. Durch Erzählungen einiger Indianer von einer steinernen Stadt im unbekannten Matto Grosso angeregt, nahm Fawcett einige Jahre vor dem Kriege seinen Abschied und widmete sich seither, abgesehen von der Zeit des Weltkrieges, da er als Führer einer englischen Artilleriebrigade Dienst an der Westfront leistete, ausschließlich seinen archäologischen und volkskundlichen Studien in dem Niemandsland zwischen Brasilien und Bolivien. 1922 stieß er in jungfräulichen Gebieten des oberen Amazonas auf unbekannte Indianerstämme, die ihm ebenfalls manches von der „steinernen Stadt" der „weißen Indianer" berichteten. Lag hier vielleicht die „Wiege der Menschheit" oder handelt es sich gar um verschollene Überreste des sagenhaften Erdteils Atlantis? Im Staatsarchiv zu Rio de Janeiro stöberte Fawcett vergilbte Urkunden auf, in denen jesuitische Missionare ebenfalls von weißen Indianern und einer längst versunkenen Steinkultur der brasilianischen Provinz Matto Grosso berichteten.

Im Frühjahr 1925 brach Oberst Fawcett in Begleitung seines Sohnes Jack und dessen jungen Freundes Raleigh Rimell von Cuyaka zu seiner letzten und beschwerlichsten Forschungsfahrt auf. Nach unsäglichen Strapazen erreichten sie das Quellgebiet des Rio Xungu. An der letzten Wasserstelle vor dem Niemandsland starben mehrere der Zugtiere, so daß sich Fawcett gezwungen sah, sämtliche Träger mit den Pferden und Mauleseln an diesem „Dead Horses Camp" (Lager der toten Pferde) zurückzulassen. Nur von seinen beiden Getreuen umgeben, drang der Forscher vorwärts. Unterwegs erkrankten die jungen Männer. Rimell wurde vollständig gelähmt. Von lautlos sie beschleichenden Indianern, die sie niemals sichteten, wurden sie ständig aufgeschreckt. Die Lage der drei Weißen gestaltete sich von Tag zu Tag gefahrdrohender. In seinem letzten Brief, der in Cuyaka eintraf, schrieb Fawcett unter anderem: „Es ist selbstverständlich ein äußerst gewagtes Unternehmen, das uns allen das Leben kosten kann." Seitdem hörte man nichts mehr von den drei Forschern.

Allgemein wird heute angenommen, daß der junge Fawcett und sein Freund Rimell einen qualvollen Tod im Urwald fanden. Was aber wurde aus dem Oberst? Immer wieder tauchten Gerüchte auf, denenzufolge er noch am Leben sein sollte. Ein Franzose namens Courtville gab an, 1926 im bolivianischen Urwald auf einen verstörten Mann gestoßen zu sein, der große Ähnlichkeit mit Fawcett aufwies. Der peruanische Ingenieur Araujo berichtete, er habe den Oberst 1927 als Gefangenen eines wilden Indianerstammes in der Provinz Minas Geraes angetroffen und sogar einige Worte mit ihm gewechselt. Die von dem Deutschen Helmut von Hofe und dem Engländer A. H. Morris zur Befreiung Fawcetts unternommene Rettungsexpedition endete leider ergebnislos, da sie nirgends Spuren des Gesuchten fand. Beide berichteten wie später der englische Geograph G. M. Dyott, ein persönlicher Freund des Verschollenen, daß scheinbar Fawcett von einigen blutrünstigen Indianern ermordet worden sei.

In der Darstellung seiner ebenfalls mißglückten Suche nach dem Freund schrieb Dyott unter anderem: In einem Punkt herrschte Übereinstimmung in allen phantastischen Berichten, die Fawcett über das sagenhafte Gebiet gesammelt hatte: Sie alle wiesen auf den gleichen unbekannten Landstreifen hin. Die Eingeborenen der brasilianischen Küste zeigten gegen Westen und erzählten ihm Wundermären von gewaltigen Urwaldstädten, umfriedigt von hohen Mauern und erbaut von Angehörigen einer längst ausgestorbenen weißen Menschenrasse. In Bolivien hoben Indianer ihre Hände zur Sonne, um dem Fremdling die Richtung anzudeuten, die er einschlagen mußte, um zu jenen Menschen zu gelangen, von denen die Abendländer nichts mehr wissen. In Verfolgung der von dem Freunde eingeschlagenen Route kam Dyott durch die Reservate der als grausame Menschenfresser verschrieenen Jayapos-Indianer, die keinen Weißen in ihrer Nähe dulden. Trotzdem gelang es ihm, die Bekanntschaft eines ihrer Häuptlinge, der den Namen Oloique trug, zu machen. Diese Bekanntschaft währte allerdings nicht lange. Bei einem Pallaver stellte Dyott mit Entsetzen fest, daß der Häuptling ganz ungeniert in den Hosen des Oberst Fawcett herumstolzierte. War Oloique der Mörder des gesuchten Freundes? Dieser Verdacht wurde bald darauf noch verstärkt, als Dyott erfuhr, daß der Häuptling auch ihm nach dem Leben trachtete. Fürchtete der Wilde, der Geist des ermordeten Fawcett sei plötzlich in Dyott gefahren und fordere Blutrache?

Es gab für die Weißen nur einen Ausweg: Sofortige Flucht! Noch in der gleichen Nacht funkte Dyotts Kurzwellensender: „Müssen leider mitteilen, daß die Fawcett-Expedition im Juli 1925 von ihrem Schicksal ereilt wurde. Fünf Tage später, nachdem sie den Kuluen, einen Nebenfluß des Xingu, überschritten hatten, wurden sämtliche Teilnehmer von Indianern niedergemacht . . . Wir selbst befinden uns in einer verzweifelten Lage. Die meisten von uns sind fieberkrank. Unser Proviant geht zur Neige. Wollen wir den Wilden nicht in die Hände fallen, müssen wir so schnell wie möglich dem Lauf des Xingu folgend zurück. Nur durch eine Kriegslist sind wir jetzt einer Katastrophe entgangen."

Im Jahre 1932 teilte der Pelzhändler Stephan Rattin nach seiner Rückkehr aus dem Dschungel dem britischen Generalkonsul Abbot im Sao Paolo mit, er habe Fawcett als Gefangenen in einem Indianerlager getroffen und der habe ihn gebeten, für seine baldige Befreiung Sorge zu tragen.

Im Frühjahr dieses Jahres hörte man von Vorbereitungen einer englischen Flugexpedition, die von London aus ins Amazonas-Gebiet erfolgen sollte. Die Flugzeuge sollten sogar mit Bomben und Maschinengewehren ausgerüstet werden. Zu ihrem Schutze sollte beim Hauptlager der Expedition ein Kanonenboot stationiert werden, doch hat man bisher nichts weiteres von diesem Unternehmen gehört.

Wieviel größer aber sind die Erfolgsmöglichkeiten der angekündigten Zeppelinfahrt! Zunächst werden die zu erforschenden Gebiete aus der Luft genau photographiert und kartographisch festgelegt. Filmaufnahmen und gründliche Beobachtungen an Ort und Stelle können jederzeit vorgenommen werden.. Im Gegensatz zum Flugzeug ist das Luftschiff imstande, bei einigermaßen ruhiger Witterung über einem bezeichneten Punkte in der Luft stillzustehen oder durch langsame Fahrt und Kreuzen gegen Wind den gleichen Standort beizubehalten. Besonders gebaute Landungskörbe ermöglichen es den Fahrtteilnehmern, an jeder gewünschten Stelle niederzugehen. Sollen Landungen auf dem Wasser ausgeführt werden, ersetzt man diese Körbe durch entsprechende Schwimmboote, die aus den Gondeln an Seilen hinuntergelassen werden. Kurz, die Vorteile, die das Luftschiff bei einem solchen Unternehmen gegenüber dem Flugzeug aufweist, liegen auf der Hand. Im übrigen bürgt der Name Dr. Eckeners für die Zuverlässigkeit des geplanten Unternehmens, das als eine der bedeutendsten Entdeckungsfahrten der Weltgeschichte bezeichnet werden darf.

Der eiserne Leuchter.

Erzählung von Emmy Kraetke-Rumpf.

Das Jahr 1591 war ein böses Jahr für die Kirche von Heiligenhafen, denn im Frühsommer schlug der Blitz in ihren Turm und verbrannte das Gebälk, daß man des Sonntags die Glocken nicht mehr läuten konnte. In der Erntezeit aber vernichteten Sturm und Hagel viel Korn auf den Höhen hinter der Stadt, und das Pfarrland am Wachtelberg lohnte das Mähen nicht mehr. Als dann späterhin auch im Pfarrhaus das Brot anfing knapp zu werden, ritt der Diakonus Lionisius eines Morgens gen Putlos auf den Hof des Statthalters Heinrich Rantzau. Er klagte ihm, daß die Abgaben der Bürger an die Geistlichkeit allzu spärlich einliefen, und bat um neue Gerechtsame, so den hungrigen Schnäbeln der Pfarrerskinder zugute kämen.

Der von Rantzau wiegte den Kopf hin und her, durchmaß mit langen Schritten das Gemach und blieb schließlich vor dem Pfarrer stehen: „Diejenigen, so sich wollen trauen lassen, haben sich vor elf Uhr in der Kirchen einzufinden, widrigenfalls sie einen Reichstaler an den Pastor zu erlegen haben!" Johannes Lionisius verbeugte sich tief und ward huldvoll entlassen. Je näher er aber seiner lieben Heimatkirche kam, deren kurzer gedrungener Turm erst kürzlich wieder aufgebaut worden war, desto mehr wurde es ihm zur Gewißheit, daß sein Ritt ihm eigentlich keinen großen Vorteil eingetragen habe. Und als er die neue Verordnung von der Kanzel verlas, meinte er ein Schmunzeln auf den Gesichtern seiner Pfarrkinder zu sehen.

Es verging auch tatsächlich ein ganzes Jahr, ohne daß Lionisius auch nur den mindesten Gewinn aus der neuen statthalterlichen Bestimmung gezogen hätte. —

Es war im November des Jahres 1592. Gewaltig brausten die Stürme vom Meer her über den Warder und heulten um den breiten Kirchturm. Da meldete sich nach dem Gottesdienst ein Brautpaar beim Pfarrer: Paul Horn, der jüngste Meister des Schmiedeamtes, der auf der Wanderschaft bis nach Nürnberg gekommen war und von dort Schlüssel und Truhenbeschläge mitgebracht hatte, wie sie keiner in Heiligenhafen zu arbeiten verstand. Und neben ihm stand etwas verlegen Fischer Wippens Älteste, welche die schönsten Stockrosen in der Stadt zog.

So empfing denn der Diakonus die beiden jungen Menschen sehr väterlich. Und nachdem die Trauung auf den 24. November festgesetzt worden war, erinnerte er noch einmal an die Verordnung des Statthalters. Aber da meinte Anna Wippen lachend, daß wohl noch nie jemand zu seiner eigenen Hochzeit zu spät gekommen sei, und der Pfarrer mußte ihr recht geben.

Je näher der ersehnte Tag kam, um so eifriger wurde Paul Horn in seiner Arbeit, und der Nachtwächter hatte mehr als einmal an sein Fenster geklopft, weil das Licht nicht rechtzeitig gelöscht wurde. Niemand wußte, daß er nach Feierabend noch einen kunstvollen Leuchter schmiedete, wie er keinem der reichen Handelsherrn seiner Vaterstadt in der Stube hing. Auch vor Anna bewahrte er sein Geheimnis.

So kam der Vorabend der Hochzeit heran. Eine innere Unruhe trieb den Bräutigam früher als üblich aus dem frohen Kreis der auf Wippens Diele polternden Burschen und Mädchen. Zu Hause horchte er, bis der alte Nachtwächter die Mitternacht verkündet hatte und den Thulboden hinuntergeschlürft war. Dann entzündete er das vorhin gelöschte Licht wieder, verhängte vorsorglich das Fenster mit seiner Jacke, damit kein heller Schein ihn verriete und legte die letzte Hand an sein Werk. Mit glühenden Backen arbeitete er an dem kunstvollen Zierrat seines Leuchters. „Was wird Anna für Augen machen!" dachte er, „und Vater Wippen der lieber einen Fischer oder Schiffer zum Schwiegersohn gehabt hätte!"

Gewiß war der dicke Novembernebel, der das Licht des neuen Tages nicht aufkommen ließ, mit daran schuld, daß Paul Horn so gänzlich die Zeit vergessen konnte. Als er gerade sein Werkzeug forträumte, klopfte es heftig an die Läden. In der Meinung, der Nachtwächter sei draußen und wolle ihn verwarnen, löschte er unwillkürlich das Licht. Doch da kamen schon mit Juchhu die Gesellen des Schmiedeamts herein, um den längst erwarteten Meister ins Brauthaus zu geleiten.

Wie er in die Festkleider gekommen war und, durch den Nebel und gegen den strammen Nordost kämpfend, schließlich vor Anna Wippen stand, während der Küster über die Zeit hinaus die Glocke läutete, das wußte er später selbst nicht zu sagen.

„Verzeih! Verzeih! Mein Annchen, nicht böse sein!" bat er immer wieder die zitternde Braut, die schluchzend an seinem Hals hing. Nach der Seite, wo die Schwiegereltern mit verbissenen Gesichtern standen, wagte er gar nicht hinzusehen.

Mit ernster Miene empfing sie dann der Pfarrer am Altar, und es war gut, daß die Kirche mit den heruntergebrannten Kerzen so dämmrig war, denn die Gesichter der Hochzeitsgesellschaft paßten eher zu einem Leichenbegängnis als zu einer frohen Feier. Johannes Lionisius aber fand die rechten Worte, und obwohl seine Füße und die Finger vom Warten in der kalten Kirche klamm geworden waren, ging eine solche innere Wärme von ihm aus, daß die betrübten Mienen sich erhellten und der Schlußgesang freudig von den Wänden widerhallte.

Nachdem die letzten Orgelakkorde verklungen waren ging Paul Horn, sein junges Weib am Arm, auf den Pfarrer zu und drückte ihm zwei Reichstaler in die Hand. Beschämt kam es von seinen Lippen: „Der Leuchter, der an allem schuld ist, weil er meine Gedanken so ganz für sich gefangen hat, er soll in der Kirche aufgehängt werden, und das Schmiedeamt soll fortan ein beständiges Wachslicht halten nach meinem Vermächtnis."

So kam der eiserne Leuchter in die Kirche zu Heiligenhafen, und stolz trug Anna Horn an einem strahlenden Augusttag ihren Erstgeborenen unter dem Meisterwerk seines Vaters zum Taufbecken.



Bunte Chronik



Selbstmord infolge Schundliteratur.

In der englischen Stadt Dover ereignete sich kürzlich der tragische Fall, daß ein 16jähriger Junge sich infolge überspannter Ideen, die er aus Schauergeschichten gewann, das Leben nahm. Man fand den Jungen eines Tages erhängt im Kleiderschrank, und unglücklicherweise war es auch noch die junge 11jährige Schwester, die den Bruder auf so grauenhafte Weise fand. Da die Eltern nicht zu Hause waren, lief das Kind in seiner Angst zur Polizei. Ein Beamter, der sich sofort mit in die Wohnung begab, stellte den Tod des 16-Jährigen fest. Nachforschungen nach dem Grund des Selbstmords ergaben die überraschende Tatsache, daß der junge Mensch einzig und allein durch das ständige Lesen von Schundliteratur zu diesem Schritt getrieben worden war. Auf dem Tisch des Zimmers, in dem er sein Leben von sich geworfen hatte, lag ein Buch mit Schauergeschichten unter dem Titel „Die Nachtmar", aufgeschlagen war eine Erzählung „Die Hütte des Gehängten". Der Polizeibeamte stellte ferner fest, daß der Junge einem „Verbrecherklub" angehörte, der einer Leihbibliothek angeschlossen war. Diese Bezeichnung hatte sich eine Anzahl von Jungens beigelegt, die regelmäßig aus der Leihbibliothek Verbrecher- und Schauergeschichte bezogen.



Lustige Ecke



Geduld, Geduld.

„So 'ne Unverschämtheit, mir zehn Flaschen Wein zu stehlen!" entrüstet sich der Krämer Vorstegahr. „Na, wenn ich nur 'ne Ahnung hätte, wer es gewesen ist —"

„Warten Sie nur ruhig, bis er den Wein getrunken hat, dann kommt er ja doch zu mir", begütigt Dr. Knorrig gleichmütig.

Betrieb.

„Geht Ihr Restaurant?"

„Und ob. Gestern habe ich allein für die Zahnstocher einen Wald pachten müssen."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.